

Reinhard Dohrn

Ein Leben für die Zoologische Station Neapel

Im Gegensatz zu seinem Vater, dem Begründer der Zoologischen Station in Neapel, im Gegensatz auch zu seinem Sohn, der das Institut heute leitet, war REINHARD DOHRN keine stürmische Natur. Heinz Holdack, der deutsche Generalkonsul in Neapel, hat mit Recht von einer seiner „höchst persönlichen Eigenschaften, seinem Bedürfnis nach Harmonie und seiner Begabung für Harmonie“ gesprochen. Aber als geübter Seemann konnte R. D. auf einem der kleinen Stationsdampfer die heftigen Stürme, die manchmal in kürzester Zeit die sonnigere See des Golfs von Neapel in ein von Wind und Regen gepeitschtes Meer verwandeln, ebenso genießen, wie er sich von den antik-halcyonischen Tagen Süditaliens in tiefster Seele beglücken ließ. Ihm eignete eine Naturverbundenheit seltener Art: eine aufmerksame, mitschwingende Empfänglichkeit für die zarresten, wie für die kräftigen, ja auch die gewalttätigsten ihrer Vorgänge. Geruchseindrücke, die Jahrzehnte zurücklagen, das langsame Wachstum einer Pflanze, die Farb- und Bewegungsnuancen eines Fisches im Aquarium, das Aroma eines Apfels, die Formschönheit sizilianischer Bäume, die er zum erstenmal erblickte — all den Dingen, an denen andere eilig und mit schnellem Vergessen vorübergehen, verlieh er durch eine hingeebene Anteilnahme eine erhöhte Gegenwart. Noch als alter Mann berichtete er über eine Reise auf einem „sympathisch altmodisch eingerichteten“ Frachter nach Schottland und von seiner Bewegung, als er während eines steifen Südwest am Skagerrak, von der Lektüre der *Mutiny on the Bounty* aufschauend, durch den Wellenschwall hindurch plötzlich eine Dreimastbark erblickte, die „mit sturmgerafften Segeln scharf am Winde liegend“ gefährlich nah den Kurs seines Schiffes kreuzte.

Ähnlich hätte DOHRN auf seine Weise gewiß auch das große Schauspiel des vorweihnachtlichen Orkans über Südeuropa aufgenommen, der seinen Höhepunkt erreichte, als er im englischen Friedhof hoch über der Stadt Neapel, deren Ehrenbürger er war, begraben wurde. Unten am Meer, in der Zoologischen Station, ruhte seit der Stunde seines Todes die Arbeit. Die alten Steineichen, auf die er durch das Fenster seiner Loggiatur so oft geblickt hatte, wurden von den heftigen Stößen des Scirocco geschüttelt, die Palmen beugten sich unter dem Windsturm, die Schifffahrt auf dem Golf war lahmgelegt, der alte weise Zoologe PAUL BUCHNER hoffte in seinem Haus auf Ischia vergebens, das Festland erreichen zu können, um zu den dichtgedrängten Menschen in und vor der Friedhofskapelle von seiner Trauer über den Verlust des Freundes und außergewöhnlichen Mannes reden zu können.

Mit BUCHNER trauerten die Biologen der Welt. Der Mann, der da am 16. Dezember 1962 zu Grabe getragen worden ist, war ihnen, den Zoologen und Botanikern, den Physiologen, Anatomen und Pathologen, den Biochemikern und Biophysikern jahrzehntelang der großzügige Gastgeber an einer Forschungsanstalt ohnegleichen gewesen. Obwohl sie aus den verschiedensten Ländern aller bewohnten Erdteile kamen und außer ihrer Wissenschaft oft wenig gemein hatten, durften sie sich der Station auf eine besondere, geradezu heimatliche Weise zugehörig fühlen. Denn ANTON DOHRN, REINHARDS Vater, hatte vor nahezu 100 Jahren, nachdem die neue Lehre DARWINS die Zoologie aus einer beschreibenden Gelehrsamkeit in eine am lebenden Material experimentierende Wissenschaft verwandelt und nachdem er selbst den Entschluß gefaßt hatte, den Angehörigen dieser Wissenschaft eine Arbeitsgelegenheit am Mittelmeer zu schaffen — ANTON DOHRN hatte den Einfall gehabt, zur Finanzierung seiner damals nahezu unvorstellbar kühnen Pläne nicht nur ein großes Schauaquarium zu bauen, sondern ein System internationaler Tischmieten zu schaffen. Mieter dieser „Arbeitstische“ wurden seitdem viele Regierungen, manche Universitäten, wie Cambridge und Oxford, und einige wissenschaftliche Körperschaften. An solch einem „Tisch“ wird der auswärtige Forscher nicht nur Tag für Tag mit lebenden Pflanzen und Tieren aus dem Meer versorgt, sondern mit allen erforderlichen Arbeitsutensilien: Aquarien, Chemikalien, Zentrifugen, Gefriervorrichtungen, Warburg-Apparaten — neuerdings auch mit Rechenmaschine, Geigerzähler, Quarzspektrograph, Fluorometer, automatischem Aminosäuren-Analysator und was die heutige Wissenschaft sonst an modernen Elektrogeräten entwickelt hat.

Als 29jähriger, nach dem Tod des Vaters, den er während langer Krankheits- und Depressionsperioden schon vertreten hatte, wurde REINHARD DOHRN der persönliche, private Eigentümer der Station, ein lebenswürdiger, hochgewachsener, athletischer junger Mann, von dem Irene von Hildebrand, deren Mann einst die Fassade des ersten Stationsbaus gezeichnet und mit Marées den Freskensaal ausgemalt hatte, damals schrieb: „Die verantwortliche Stellung, in die er so jung gekommen ist, hat ihn sehr entwickelt, dazu kommt seine sehr vorteilhafte Erscheinung, die ihn auf den ersten Blick beliebt macht.“ Die älteren Biologen, die schon an der Station gearbeitet hatten, als noch alle Forscher in einem großen Saal im ersten Aquariumsbau beisammen saßen und noch nicht über Einzellaboratorien verfügten, waren im Jahr 1909 nicht so leicht zu gewinnen. Bei den Neapler Tischgesprächen jener Jahre ist die Frage häufig erörtert worden, ob der „junge Dohrn“ seiner großen Aufgabe gewachsen sein werde. Wohl hatte er Zoologie studiert, wohl zeigte er sich in allen Gesprächen über die Forschungsziele der einzelnen Stationsgäste gut orientiert, doch er war keine leidenschaftliche Forscher-natur. Das hielten manche für einen Mangel. Allmählich erkannten dann die Zweifelnden, daß gerade hierin ein Vorzug lag. Denn der

alte DOHRN war ihnen mit seinen Theorien, die er leidenschaftlich verfocht und experimentell bis an sein Lebensende beweisen wollte, manchmal etwas unbequem geworden. Gerade indem die Station sich entwickelte, die Zahl der gemieteten Arbeitsplätze wuchs, die Wissenschaft sich immer mehr spezialisierte, die Forschungsmethoden sich komplizierten, so daß es oft langer vorbereitender Briefwechsel und Anschaffungen bedurfte, damit der ankommende Forscher vom ersten Tage an alles vorfand, was er benötigte, zeigte sich, daß die volle Arbeitskraft und Initiative eines Mannes gerade hinreichte, die ganze Verwaltungsarbeit zu bewältigen. Bald wurde begrüßt und dankbar anerkannt, daß der junge DOHRN nicht den Ehrgeiz besaß, selber wissenschaftlich zu arbeiten. Sein Ehrgeiz, falls man von einem solchen überhaupt reden konnte, bestand allein darin: der Station zu dienen.

Das hat er sein ganzes Leben lang getan, indem er alle Qualitäten seiner Person in diesen Dienst stellte, von der angeborenen Liebenswürdigkeit bis zur Fähigkeit, sich in andere Menschen einzufühlen und sie in ihren Eigenheiten, auch den ärgerlichen Eigenheiten, zu bejahen, von der großen Begeisterungsfähigkeit bis zur moralischen und geistigen Integrität, die alle seine Handlungen bestimmte. Wenn der geniale Vater die Menschen, darunter Fürstlichkeiten, große Unternehmer und Staatsmänner, im Sturm eroberte, meist, um sie für seine Stationspläne einzusetzen, so fielen dem soviel stilleren Sohn die Herzen von alleine zu. Auch sie wurden früher oder später fast immer in den Dienst seiner Aufgabe gestellt. Mit REINHARD DOHRN befreundet zu sein, umschloß eben auch die Bereitschaft, sich für die Station mit allen verfügbaren Kräften einzusetzen.

In welchem Ausmaß das nötig sein würde, ist erst klar geworden, als die kurzen glücklichen Jahre seines Anfangs durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs ihr Ende fanden. Sobald Italien 1915 gegen Deutschland in den Krieg eintrat, mußte R. D. Neapel verlassen. Er zog mit seiner Frau nach Zürich, in der Hoffnung, von der neutralen Schweiz aus die internationalen Beziehungen der Station aufrecht erhalten zu können. Die jungen Eheleute wohnten in bescheidenen Verhältnissen. Im Persönlichen waren es vielleicht ihre glücklichsten Jahre, die einzigen, in denen sie sich selbst und den drei Kindern, die in der Schweiz zur Welt kamen, leben konnten. Im Hintergrund stand jedoch immer der Kummer um das Schicksal der Station in einer im Krieg sich verhärtenden Welt. Tag für Tag konnte R. D. in den Zeitungen der Kriegführenden verfolgen, mit welchen Mitteln der Haß zwischen den Völkern geschürt wurde, und in persönlichen Begegnungen erkennen, wie stark die Kriegspropaganda die Gemüter der Einzelnen ergriffen und verdunkelt hatte. Ein britischer Zoologe, der zu Anfang des Jahrhunderts in seiner Dankbarkeit für ANTON DOHRNS Werk 10 000 Mark in den Fonds für ein neues Laboratorium-Schiff gestiftet hatte, ging 1918 in seiner Deutscheindschaft so weit, alles aufbieten zu wollen, um zu verhindern, daß REINHARD DOHRN wieder an die Station zurückkehre.

In diesen schlimmen Zeiten hat R. D. wohl die entscheidenden Impulse für das Wirken erhalten, das ihn — weit über den Bereich der Naturwissenschaften hinaus — an Größe und Bedeutung dem Vater ebenbürtig erscheinen läßt. Sir Edward Greys, des britischen Außenministers, tieftrauriges Wort am Tag der Kriegserklärungen „Das Licht über Europa ist ausgegangen“ war auch sein Wort.

Er selbst, ein „Europäer“, wenn es je einen gegeben hat, aber kein Organisations- und kein Unions-Europäer, hat es in seinem Glauben an die Vielfalt individuell gewachsener Organismen vermocht, so manche Lichter des Zusammengehörigkeitsgefühls und des gegenseitigen Verständnisses wieder anzuzünden. Ihr erhellender Schein ist in seinen letzten Jahren wärmend auf ihn zurückgefallen. An seinem 75. Geburtstag erfuhr er einiges über sich, was er „selbst nie realisiert“ hatte: „Wie ich auf die Menschen weiterend und erlösend beruhigend wirken kann. Das steht in so vielen Briefen, daß ich es allmählich glaube. Wo stammt das her? Ich glaube, viel haben die Jahre bei Traube bewirkt.“

Mit den „Jahren bei Traube“ ist R. DOHRNS Gymnasialzeit in München in den neunziger Jahren gemeint. LUDWIG TRAUBE, Professor für mittelalterliche Literatur und Paläographie, der Entdecker des mittelalterlichen Lateins als einer besonderen Sprachform und somit Begründer eines neuen Zweigs der Philologie, galt als ebenso fürsorgender wie begeisternder Lehrer. In seinem Jungesellenhaushalt unter dem Regiment eines Originals von Münchner Köchin, herrschte ein anderes Klima als zu Hause, nicht nur weil die Temperaturen in Oberbayern andere sind als am Golf von Neapel. Eine unbegrenzte Weite geistiger, politischer und menschlicher Interessen war gepaart mit einer Stetigkeit des täglichen Lebens, wie sie in den wechselnden Winden der Weltluft in der Casa Dohrn nicht möglich war.

Diese Weltluft und das Aufwachsen in großen, grenzenüberwindenden Verhältnissen war jedoch eine der grundlegenden Voraussetzungen für DOHRNS Fähigkeit, die Zoologische Station zwischen den Kriegen zu einer Keimzelle der Völkerverständigung zu machen. Es war für ihn bezeichnend, daß er keinen Augenblick aufgehört hat, in großen Verhältnissen zu leben und zu denken, auch als die wirtschaftliche Basis seiner Existenz dahinschmolz. Das „groß“, das hier gemeint ist, hat ja auch nicht in erster Linie auf materiellen Gütern beruht. Schon der Großvater Carl August, eine eigenwillige Natur der Romantikerzeit, einziger Sohn einer begüterten Stettiner Familie, Jugendfreund Felix Mendelssohns, Schützling Alexander von Humboldts, hatte sich seinen verschiedenartigen Liebhabereien — dem Gesang, der Übersetzung von Calderons Werken und der Entomologie — hingeeben und geschäftliche Dinge seiner Frau überlassen. Seine hohe musikalische Begabung hat sich durch die älteste Tochter Anna auf deren Enkel Wilhelm Furtwängler vererbt. Sein ältester Sohn Heinrich, Naturwissenschaftler und Parlamentarier, ein schrulliger Jungeselle, war der Begründer des Stettiner

Museums. Sein jüngster Sohn Anton hatte zwar für den Anfang seines Neapler Baus vom Vater zweimal größere Summen in Talern erhalten, war aber dann als „Phantast“ enterbt worden und mußte alles Weitere aus eigener Kraft, das heißt mit einem vorwärtsstürmenden Temperament, einem großen Einfallsreichtum und einer bezwingenden Überredungsgabe schaffen.

Die Mutter, Marie von Baranowska, polnisch-russischen Bluts, Tochter eines hohen russischen Verwaltungsbeamten, der freiwillig in ein zeitweiliges Exil nach Messina gegangen war, fühlte sich von Paris und London bis Warschau und Petersburg in allen Breiten Europas, in sechs Sprachen und in deren Literaturen zu Hause. Sie erfaßte als junges Mädchen mit feinem Ohr den neapolitanischen Dialekt und war in der Frühzeit des Stationsbaus die Dolmetscherin und Vermittlerin zwischen den einheimischen Fischern und Handwerkern und der ausländischen Gruppe von Zoologen, Architekten, Schriftstellern, die den Freundes- und Arbeitskreis ANTON DOHRNS bildete. Sie hing an dem Baranowskischen Gut Wydranka in Weißrußland, führte dort moderne landwirtschaftliche Methoden ein und vermittelte ihren vier Söhnen auf winterlichen Schlittenfahrten durch tiefverschneite Wälder ein Gefühl für die Weite des ostwärts sich erstreckenden Agrarlandes. Sogar der jahrhundertealte Konflikt zwischen Deutschen und Polen ist vor Reinhard und seinen Brüdern zwischen ihr und ANTON DOHRN ausgefochten worden, als sie, durch Bismarcks Germanisierungspolitik verletzt, daranging, *KALINKAS Geschichte des letzten polnischen Reichstags*, ein Werk von mehr als 1400 Seiten, zu übersetzen und mit einem einleitenden Essay zu versehen. Ihr Mann sah darin die Rebellion der Polen gegen den Angehörigen des neugegründeten Deutschen Reichs. Er stellte sich aber vor seine Frau, als die sorgenden Freunde, der Botschafter von Keudell und der Nationalliberale Hammacher, erklärten, eine Veröffentlichung des Buches müsse die Stellung der Station in den Augen der Berliner Regierungämter gefährden. ANTON DOHRN überwand die Schwierigkeit in der ihm gemäßen Form der offenen Attacke, indem er die Angelegenheit bei einem Hofempfang vortrug und bei Wilhelm II. Verständnis fand. Der Vorfall war ein Beispiel dafür, wie eng die privaten Geschehnisse in der Familie DOHRN mit dem Geschick der Station von jeher verknüpft waren.

Ein ganz anderes Rußland als das der adligen Mutter lernte REINHARD DOHRN 1912 in Moskau bei der Heirat mit Tania Giwago kennen. Es war das Moskau der begüterten, künstlerisch und literarisch interessierten Kaufmannsfamilien — das Theater Stanislawskys, der Boris Godunow Moussorgskis mögen als Kennzeichen dienen. Tanias schöpferisches Genie, ihr sprudelnder Einfallsreichtum beschränkten sich in Neapel nicht auf das Malen und Modellieren — in plötzlich aufquellender Lust, etwas Neues zu schaffen, griff sie in alle Vorgänge des täglichen Lebens ein. Wo ihr Geist herrschte, war es unmöglich, daß die Dinge sich routinemäßig abwickelten. Wenn sie aus einer großen Truhe farbenprächtig ge-

stickte russische Kostüme hervorholte, dann drehten sie und Reinhard sich, in die Hände klatschend und mit den Füßen aufstampfend, in russischen Tänzen, wie sie echter wohl auch im vorrevolutionären Rußland nicht getanzt worden sind.

Waren so durch die Geburt in Italien, durch Herkunft und Heirat die Tore zur großen Welt, auch zur überseeischen, offen, so kam durch die Brüder die Verbindung mit dem, was in Deutschland sich regte, hinzu. Der älteste, Boguslav, hatte die Bewirtschaftung des Familienguts Hökendorf bei Stettin übernommen und hielt so die Fühlung mit der pommerschen Heimat des Vaters aufrecht. Noch Jahre nachdem das Gebiet von den Polen besetzt worden war, konnte R. D. bei der Erörterung der Frage, warum in einem oberfränkischen Dorf die Milch und der aus ihr gewonnene Weißkäse so viel köstlicher schmeckten als anderswo, die Gerüche und die unsichtbare Flora des Hökendorfer Milchkellers erinnernd heraufbeschwören und die besonderen Vorzüge der dortigen Dickmilch rühmen. In der Weimarer Republik hat dieser Bruder als Mitglied der Demokratischen Partei Fühlung mit den Politikern der Reichshauptstadt gehalten und im Auftrag der Station manchen Gang zu den Berliner Behörden getan. Der zweite Bruder, der expansive Wolf, hatte des Vaters Drang geerbt, etwas noch nie Dagewesenes ins Leben zu rufen. Er war ein Anhänger Friedrich Naumanns, Mitbegründer und Leiter des Werkbunds, und hat als frühes Experiment handwerklichen, künstlerischen, sozialen und geistigen Zusammenwirkens die Bildungsanstalt und Gartenstadt Hellerau gegründet, wo vor dem Ersten Weltkrieg Heinrich Tessenow baute, Jakob Hegner druckte, Jacques Dalcroze seine Schule für Rhythmik einrichtete und wo die Festaufführungen von Glucks *Orpheus*, von Claudels *Annonce faite à Marie* zu Höhepunkten eines neuen europäischen Lebensgefühls wurden.

Das war die Welt, in die 1914 der Krieg einbrach. Seine psychologischen und ideologischen Auswirkungen waren weitaus zerstörender als die Verwüstungen der Materialschlachten. Sie trafen DOHRN in den weit verzweigten Lebenssphären, mit denen er sich verbunden fühlte. Dalcroze verließ in einer Aufwallung von Deutschenhaß Hellerau und baute in Genf ein Konkurrenzunternehmen auf. Die Mutter fand während der bolschewistischen Wirren auf ihrem Gut Wydranka den Tod. Die Zoologische Station und alle sonstigen Besitzungen der DOHRNs in Neapel, auf Ischia und in Forte dei Marmi wurden vom italienischen Staat beschlagnahmt. Die Internationalität der Wissenschaft, die vor 1914 so selbstverständlich gewesen war und die zu den Lebensvoraussetzungen der Station gehörte, war zerbrochen. Dem Neuanknüpfen von Beziehungen mit den nachrückenden Generationen standen undurchdringliche Vorurteile gegenüber.

Kein Wunder, daß REINHARD DOHRN fortan mit allen Fasern seines Wesens bemüht war, diesem Unheil zu begegnen. Doch kehrte er als Enteigneter nach Neapel zurück. Sein einziger Besitz war das

Bild der Station, das er in sich trug, das er noch einmal zum Leben erwecken wollte. Seinem Wesen entsprechend konnte er den Kampf nicht mit den nächstbesten Waffen, seien es die der Opportunität, der Intrige oder der Attacke führen, die vielleicht schneller zu einem vorläufigen Ergebnis, aber gewiß nicht zum eigentlichen Ziel, einer Stabilisierung des Vertrauens geführt hätten.

Seine Art war, die Menschen mit der Klarheit seines Denkens, der Selbstlosigkeit seiner Absichten, der Offenheit für die Überzeugungen und Bedingtheiten der Mitmenschen zu gewinnen. Scheinbar schwache Waffen — und bei ihm, der die Gaben der Mitmenschen so oft über-, die eigenen so leicht unterschätzte, fehlte es in jenen Jahren nicht an Augenblicken des Kleinmuts.

Es ist hier nicht der Ort, auf die verwickelten Schwierigkeiten einzugehen, die er zu überwinden hatte, bis er im Frühjahr 1924 die Leitung der Station wieder übernehmen konnte — allerdings nur als ihr auf fünf Jahre angestellter, absetzbarer Direktor. Viele Kräfte wirkten im Für und Wider der langen Auseinandersetzungen durcheinander: der Staat, dessen Regierungen Anfang der zwanziger Jahre noch häufig wechselten; die Stadt Neapel, mit der ANTON DOHRN einst seinen Bau- und Pachtvertrag geschlossen hatte; entgegengesetzte Strömungen in der italienischen Wissenschaft, und zwar DOHRN-freundliche, die auf alter Mitarbeit, Dankbarkeit und Verbundenheit beruhten und -feindliche, teils nationalistische, teils aus Gefühlen des Neids und Ehrgeizes geborene in Männern, die selbst die Führung des international berühmten Instituts übernehmen wollten. Ein Beispiel für die Art der Verwicklungen: an einem Tag verfügte Italiens großer liberaler Philosoph BENEDETTO CROCE, der damals in Rom als Kultusminister amtierte, daß die Station an REINHARD DOHRN zurückzugeben sei — am nächsten Tag wurde sie im Gegenzug von der Stadt Neapel besetzt. Dem Vergleich, der nach jahrelangem Prozessieren schließlich erreicht wurde, ist DOHRN, obwohl er für ihn privat alles andere als günstig war, vom ersten Tag an treu geblieben: die Zoologische Station wurde von der italienischen Regierung zu einem Institut des öffentlichen Rechts mit eigener juristischer Persönlichkeit (Ente morale) gemacht, an dessen Spitze ein Verwaltungsrat eingesetzt wurde — ein Verwaltungsrat, in welchem in der ersten Amtsperiode noch der schärfste Gegner DOHRNS saß. DOHRN wurde gleichzeitig zum Bevollmächtigten des Verwaltungsrats und zum Direktor der Station ernannt. Als unter dem Auftrieb der deutschen Siege in den Jahren 1939 und 1940 Berliner Stellen den Wunsch zeigten, die Station für den deutschen Staat zu vereinnahmen, und sich in Rom kaum Gegenkräfte zur Wehr setzten, hat DOHRN seine Loyalität gegenüber der gefundenen Lösung und dem Gaststaat bewiesen, indem er mit seiner stillen Diplomatie an einflußreichen Stellen dahin wirkte, den bisherigen Zustand fortbestehen zu lassen. Die Lösung garantierte immerhin jenes Minimum an Eigenwüchsigkeit und Autonomie, ohne das die Fortentwicklung der Station undenkbar ist. Schon THEODOR HEUSS

hat in seiner Biographie über ANTON DOHRN bemerkt: „Wie gut für sein Werk, daß die frühen wohlmeinenden Bemühungen etwa des Botschafters von Keudell, die Station einfach vom Staate übernehmen zu lassen und ihn selber damit von den Sorgen frei zu machen, im amtlichen Berlin auf Ablehnung stießen! Die Nöte haben es neben der persönlichen Phantasiekraft vor aller Erstarrung bewahrt.“ Der relativen Unabhängigkeit von der Behördenwelt verdankt die Station auch heute noch die Anpassungsfähigkeit an neue Bedürfnisse, die Beweglichkeit und Empfänglichkeit für neue Ideen und Richtungen und die Möglichkeit, in Fällen, in denen ein Land oder eine Organisation sich für eine Weile außerstande sehen, einen Tisch zu mieten, den Forschern dieses Landes doch großzügige Gastfreundschaft zu gewähren.

Wer als junger Deutscher das Glück hatte, ab Mitte der zwanziger Jahre an den sich konsolidierenden Verhältnissen der Station teilzuhaben und gleichzeitig das intensive, mit der Station unzertrennlich verknüpfte Dasein in der Casa DOHRN mitzerleben und zu erleben, hat noch manche Nachwehen des langen Kampfes verspürt. Es gab unter den Abteilungsvorständen und Assistenten vereinzelte, die während DOHRNs Abwesenheit eingestellt worden waren und dem ihnen fremden zurückkehrenden Direktor mißtrauisch wenn nicht feindselig gegenüberstanden — einer, der später als Bibliothekar zu den Stützen des Hauses wurde, ging in jenen Jahren, ohne DOHRN auch nur zu grüßen, in der Station seiner Wege.

Da Neid, Mißgunst und Niedertracht die einzigen „Naturphänomene“ waren, die R. D. nicht ertragen konnte, ja, die ihn physisch krank machten, gab es Wochen der Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit, Zeiten der „Talwanderung“, wie R. D. sie selber nannte, in denen die Korrespondenz sich unerledigt auf den Schreibtischen häufte, alles Tun vergebens schien und nur die Lebensenergie und der Optimismus von Tania vermochten, die Krisen zu wenden. Um so eindrucksvoller die Leistung: daß die Mitglieder des Verwaltungsrates sich in die überzeugtesten Befürworter bleibenden DOHRNschen Einflusses auf die Station verwandelten, daß der noch überlebende unter den einst mißtrauischen Assistenten, heute wohlbestallter Ordinarius an einer großen italienischen Universität, zum treuesten Anhänger REINHARD DOHRNs wurde, daß schon nach Ablauf der ersten fünfjährigen Amtsperiode die Leitung der Station R. D. auf Lebensdauer übertragen wurde, daß die Einsicht von der Unentbehrlichkeit DOHRNscher Welterfahrenheit für das Gedeihen der Station statutarisch in der Bestimmung festgelegt wurde, ein Angehöriger der Familie habe als ständiges Mitglied dem Verwaltungsrat anzugehören; und schließlich: daß der Übergang vom Vater zum Sohn Peter in den fünfziger Jahren reibungslos vollzogen werden konnte.

Die Probe auf das, was DOHRN mit wachsender Zuversicht nicht nur an italienischem, sondern auch an internationalem Vertrauen im weit gespannten Gewebe der Stationsbeziehungen geknüpft hatte, brachte der Zweite Weltkrieg. Die Leidenschaften der Völker wurden.

nun mit den Mitteln der psychologischen Kriegführung noch viel schlimmer gegeneinander aufgeführt als im Ersten. Doch der Haß konnte die Station und DOHRN nicht mehr berühren, so unangreifbar war seine persönliche Stellung geworden. Am kritischsten war die Lage im Sommer und Herbst 1943 — die Absetzung Mussolinis, die Landung der Alliierten in Salerno, der Abzugsbefehl für die deutschen Truppen in Neapel, einschließlich des Befehls, alle Bauten des Ufergeländes, auf dem auch die Station lag, zu räumen, und der Gefahr, daß sie gesprengt werden könnten. Da bewährten sich unter allem Argwohn der Briefzensuren und Abwehrmechanismen hindurch die Freundschaften und Treuegefühle, die unter R. D. in Neapel entstanden waren. Eine einstige Stationssekretärin konnte von einem neutralen Lande aus im August die Nachricht von der Bombardierung der Casa DOHRN und der Gefährdung der obdachlos gewordenen Familie nach Cambridge senden. Derselbe Zoologe, der sich 1918 so feindselig gezeigt hatte, wies in einem langen Brief an die „Times“ auf die DOHRNSchen Verdienste und auf die Wichtigkeit hin, die Station am Leben zu erhalten. Nach der „Überrollung“ Neapels durch die Alliierten kam die moralisch und finanziell gleich ermutigende Nachricht, daß die Royal Society eine außerordentliche Beihilfe von 1000 Pfund Sterling bewilligt habe. Kurz zuvor, am Tag vor dem Abzug der deutschen Truppen, hatte die älteste Tochter, Dr. ANTONIE DOHRN, selbst Medizinerin und Naturforscherin, die 70 km vom Notquartier der DOHRNS in Sorrent nach Neapel zurückgelegt, war in dem Wirrwarr hin und her flutender Zivilisten und Soldaten auf den stellvertretenden Direktor der Station, Professor MONTALENTI, gestoßen, der wegen des Sperrbefehls die Station nicht betreten durfte, hatte den Beistand eines deutschen Stabsarztes befunden und durch ihn eine Sondergenehmigung zum Betreten des Baus erwirkt. Das war die Rettung im letzten Augenblick. Denn zum ersten Male seit der Gründung des Aquariums hatten die Pumpen aufgehört zu arbeiten, und unter der sommerlichen Hitze waren die wertvollen, teils jahrzehntealten Tiere im stagnierenden Wasser des Aquariums am Erliegen. Nun war die Reihe an den italienischen Angestellten der Station, ihren Erfindungsgeist zu bewähren. In Windeseile wurde ein kleiner Diesel-Bootsmotor aus dem Seeigel-Sammelboot am Hafen ausgebaut, durch das Schwungrad über Treibriemen mit einem alten Generator gekoppelt und so das Meerwasser wieder in Umlauf gesetzt. Bargeldlose, echt neapolitanische Tauschgeschäfte mit Treibstoff, Strom und Holz sorgten für manches, was sonst noch fehlte.

DOHRN, der Deutsche, der sowohl in den Augen der Badoglio-Italiener wie der gelandeten Alliierten als Feind hätte behandelt werden müssen, nahm, von beiden Seiten geachtet und mit Sondergenehmigungen versehen, in dieser schwierigen Endzeit des Krieges eine Ausnahmestellung ein, wie sie sonst wohl kaum irgendwo einem Deutschen gewährt worden ist. Noch vor der deutschen Kapitulation hatten die Schweiz und Schweden ihre Tischmieten

erneuert, dann meldeten sich Oxford und Cambridge und der „American National Research Council“. Sorgen, finanzielle, verwaltungstechnische, politische, gab es noch übergenug.

Doch die Stimmung war eine andere als nach 1918. In dem zweiten Brief, der 1945 die Absperrungsmauern um das besetzte Deutschland durchstieß, geschrieben an den Bruder Boguslav, der seit einigen Jahren Mitglied des Verwaltungsrats war, heißt es: „Wenn Du an die Zeit nach dem vorigen Krieg zurückdenkst und an meine Seelenverfassung damals, dann wirst Du ermessen können, wie erstaunt ich selber bin, daß mir das Schicksal jetzt den guten Mut gelassen hat — ja, noch eine Portion dazugegeben hat.“ Die Tiefenpsychologen würden auf den Begriff „Schicksal“ verzichten und sagen, DOHRN selber habe die gute Reaktion der Umwelt konstelliert. Seine Atmosphäre, die viel beredete, nie adäquat beschriebene, lösende und beglückende Atmosphäre, die er in seinem Bereich geschaffen hatte, war diesmal eben stärker gewesen als alle durch den Krieg ausgelösten unheilvollen Kräfte.

Diese „Atmosphäre“ ist wahrscheinlich so schwer zu fassen, weil sie sich aus sehr verschiedenen Elementen im Wesen DOHRNS zusammensetzte: ererbten und erworbenen, unbewußten und bewußten. Ererbt: neben der Weite des Weltbewußtseins und dem sicheren Gefühl für Qualität bei Menschen und Dingen, die innere Größe, das Noble, was manche das Aristokratische an ihm nannten. Doch das Wort könnte irreführen. Denn es handelte sich nie um eine Aristokratie des „Herrenmenschen“ — die war ihm, wo er auf sie traf, schwer zu ertragen —, immer um eine Aristokratie des Herzens. Erworben und schon seit der Kindheit ausgebildet war die Fähigkeit, in schwierigen menschlichen Situationen Geduld zu üben, das befreiende Wort zu finden, Gegensätze zu lösen, Zusammenleben zu ermöglichen. Im Hause DOHRN waren ja von jeher alle seelischen Dinge mit einer Leidenschaftlichkeit ausgetragen worden, die an die Dramen früherer Jahrhunderte erinnerte. Da gab es keine kühle Selbstbeherrschung, kein „keep smiling“, wenn ein bitterer Schmerz, ein tief sitzender Groll, eine aufblühende Zuneigung die Seele erfaßt hatte. Das hat sich Generation für Generation angefangen im Stettiner Haus der Urgroßeltern, wiederholt. Darunter haben Reinhard und seine Brüder in den Konfliktzeiten der Eltern gelitten, und das konnte auch in dem großen Haushalt, dem er selbst vorstand, wo neben Eltern und Kindern, Großmutter, Hausdame und Stationssekretär oder -sekretärin als ständigen Mitbewohnern noch Neffen oder Nichten, russische Emigranten oder begabte junge Schützlinge auf unbestimmte Zeit aufgenommen wurden, zu tiefgehenden Parteigungen führen. Immer war dann REINHARD DOHRN als Mitte des Ganzen derjenige, der die Spannung für alle durchstand, bis wieder „haleyonische“ Tage anbrachen. Zur Feier mochten dann die Geschäfte, so bedrängend sie gerade waren, und die Schulverpflichtungen der Kinder beiseite geschoben und ein gemeinsamer Ausflug in die macchiaduftenden eu-



Reinhard Dohrn im Jahre 1938



Die Zoologische Station Neapel im Jahre 1951

mäischen Gefilde zur Höhle der Sybille gemacht werden. Denn Tania wie REINHARD DOHRN hatten die Gabe, die gute Stunde zu ergreifen, wenn sie sich gab. Der Begriff „Freizeitgestaltung“ wäre in diesem Haus und im Stationsbetrieb unvorstellbar gewesen. Der Rhythmus des Lebens ergab sich aus seinen menschlichen Anforderungen, Freuden und Sorgen — die Arbeit hörte sowieso niemals auf. Sie wurde des Abends in den Aktentaschen mit nach Hause getragen und, wenn sie besonders kompliziert war, auf dem Bechstein-Flügel zur Bearbeitung ausgebreitet.

Unbewußt war die Ausstrahlungs- und Anziehungskraft der eigenen Person, die auch in den Zeiten wirkte, in denen R. D. selbst das Zutrauen in die eigene Kraft verloren hatte. Wenn er das Zimmer betrat oder sich zwischen den Mitarbeitern und Stationsgästen an die lange Tafel der „mensa“ setzte, ging ein Fluidum von ihm aus, dem kaum jemand sich entziehen konnte, ein Gefühl gehobenen Daseins, das auch die Mitmenschen ergriff. Wer zum ersten Male ins Gespräch mit ihm kam, spürte, wie die Welt sich weitete, und sah plötzlich Tore in Mauern sich öffnen, von deren Vorhandensein im eigenen Denken er bis zu diesem Augenblick gar nichts geahnt hatte. Da kam manches an unbewußten und bewußten Vorurteilen zum Einsturz, das vielleicht durch vorangegangene Erfahrungen schon angestoßen war und sich in der Gegenwart dieses seren und souveränen Geistes als unhaltbar erwies. Das Grenzen Überwindende, von dem oben die Rede war, teilte sich auch dem Gegenüber mit. In guten Zeiten konnte sich R. D.s innere Heiterkeit bis an die Grenze des Übermuts steigern. Dann mochte er mit einem teilnehmend fragenden „Hm?“ einem Gesprächspartner seine Beschwernisse entlocken, mit einer leicht auf die Schulter gelegten Hand dem Freund sein Einverständnis bezeugen oder mit dem Lächeln, das seine Mundwinkel kräuselte und viele kleine Fältchen um seine Augen zog, die Freude über ein treffendes Wort quittieren.

Ganz bewußt aber war, wie er seine Weltanschauung, die er liberal nannte, im täglichen Leben der Station und in deren auswärtigen Beziehungen einsetzte. „Liberal“ — das hieß bei ihm: jeden in seiner Eigenart erkennen, anerkennen und behandeln. Das Stations-Sekretariat glich einem kleinen Auswärtigen Amt — denn all die fremden Regierungen, die mächtigen amerikanischen Stiftungen mit ihrer eigentümlichen Rechnungsführung, die gelehrten Akademien und Gesellschaften, ob in London, Moskau oder Washington, in Kopenhagen, Rom oder Berlin, mußten diplomatisch angesprochen oder ermuntert werden, ebenso wie die Vertreter, die einige von ihnen entsandten, um darüber zu beraten, wie die immer wieder auftretenden Lücken im Budget durch mehrjährige Zuwendungen oder einmalige zweckbestimmte größere Zuschüsse ausgeglichen werden könnten.

Am wichtigsten war dieses Wirken naturgemäß bei dem „permanent tagenden Kongreß“ von Naturwissenschaftlern an der Sta-

tion selbst, besonders in den Zeiten der Hochsaison im März und April, wenn manchmal fast ein halbes Hundert Forscher sich zur gleichen Zeit einfand und mehr „Tische“ besetzte, als tatsächlich vermietet waren. Da kamen Professoren aus den hochtechnisierten Nationen, die ohne jedes Nachdenken und ohne sich umzuschauen die Italiener pauschal für ein heruntergekommenes Volk von Taschendieben hielten und eines Besseren belehrt werden mußten, wogegen umgekehrt viele Italiener so manche Gepflogenheiten der Nordländer für pure Barbarei hielten. Bis der Stalinsche Terror alle Auslandsbeziehungen unmöglich machte, kamen auch noch Zoologen aus der Sowjetunion, die untereinander höchst verschiedene Ansichten vertraten. Die älteren waren keine Bolschewisten, unter ihnen ein einstiger zaristischer Kultusminister, den die Revolutionäre zum Tode verurteilt hatten, der jedoch, nachdem er als Flüchtling im sibirischen Exil die Universität Irkutsk mit aufgebaut hatte, mit dem Orden „Heros der Arbeit“ ausgezeichnet worden war und in Neapel noch einmal Lebensformen genießen konnte, die es in der Heimat längst nicht mehr gab. Die jüngeren Sowjetrussen erklärten sich mit ihrem System einverstanden, und diese „Bolschewiken“ trafen dann wieder mit Emigranten zusammen, die ihr einstiges Heimatland mit Abscheu betrachteten, oder auf Angehörige der selbständig gewordenen baltischen Staaten, für die die zaristische Regierung Zwingherrschaft gewesen war, während sie in der Sowjetunion Gefahren für ihre Zukunft witterten. R. D. nahm sie alle als Menschen.

Indem er einem jeden dazu verhalf, sich in seinen wissenschaftlichen Leistungen zu zeigen und seine sonstigen Gaben zu entfalten, schmolzen die nationalen und ideologischen Vorurteile, auch die zwischen Weißen und Schwarzen, meist dahin. Taten sie es nicht, dann mochte ein scherzendes und manchmal auch ein ernstes Wort den Schmelzprozeß auslösen und beschleunigen. „Addomestizieren“ nannte DOHRN den Vorgang. Und so wenig er im allgemeinen von seinen Gaben hielt — an seiner Fähigkeit des „Addomestizierens“ hat er nie gezweifelt.

Schroff wurde er nur gegenüber sturem Fanatismus. Eines Tages, lange vor der Machtergreifung Hitlers, erschien der Münchner Bildhauer, der einst die große Plastik für den letzten Erweiterungsbau der Station geschaffen hatte. Er war ein begeisterter Nationalsozialist und wollte DOHRN bekehren. Es gab eine kurze erregte Auseinandersetzung. Der Mann wurde nicht wieder empfangen. Andererseits zeigte sich R. D. im Nach-Hitlerischen Deutschland unmutig über die Art, wie den Menschen auf denunziatorische Weise ihr oft harmloses Mitläufertum als Belastung angerechnet wurde. Er fand, die Italiener hätten ihre Abrechnung mit dem Faschismus auf viel natürlichere und dadurch weniger vergiftende Weise zuwege gebracht. Äußerungen des Antisemitismus konnte er mit einem seiner besonderen Schätze begegnen, einer Sammlung jiddischer Sprichwörter, einer Erbschaft TRAUBES. Wieder war es

nicht das Gleichmacherische, was er anführte, sondern die ausgeprägte, vielleicht sogar überspitzte Besonderheit, an der er sich freute und die er bejaht wissen wollte.

Das Sprichwörterbuch stand in der kleinen Bibliothek der Casa DOHRN, dem hohen hellen Haus am Rione Amedeo, von wo der Blick über ein altes Nonnenkloster hinweg auf den flimmernden Golf und die fernen Umrisse Capris und der Sorrentiner Halbinsel ging. Die Casa, die Familie und die Station bildeten eine unauflöslche Einheit.

Viel von der Stationsatmosphäre hatte seinen Ursprung in diesem merkwürdigen Haus, in dem die Spuren von Vergangenheit und Gegenwart, von südlicher Gelassenheit der Lebensführung und nordischer Initiative, von östlicher Gefühlsintensität und deutscher Nachdenklichkeit sich fast greifbar verdichtet hatten. In der weiten Gastlichkeit der Casa trafen sich die Naturwissenschaftler mit Reisenden, die, aus allen Windrichtungen kommend, in Neapel anlegten, Diplomaten auf dem Weg an einen neuen Posten, Schriftsteller, Schauspieler, Maler, die im Süden Erholung oder Arbeitsruhe suchten, Staatsbeamte, Industrielle, Bankiers, Fürstlichkeiten. LEONHARD WOOLLEY erschien, auf dem Weg zu seinen Ausgrabungen in Mesopotamien; MEIER-GRAEFE, der vor Jahren in den DOHRNSchen und Hildebrandschen Rumpelkammern die Skizzen und Bilder von Marées aufgespürt und gerettet hatte, berichtete nun von seinem ersten Besuch in Amerika; Maxim Gorki, von seinem Exil in Sorrent herübergefahren, sehr still und mit intensiv blauen Augen, trank Tee mit Zitrone. Höhepunkte waren die Besuche von Adolf Busch mit seinem Quartett und Rudolf Serkin. Nach dem Konzert zog alles in die Casa, und es wurde weiter musiziert, bis in die frühen Morgenstunden hinein. Am anderen Tag mochte es einen Ausflug nach Pompeji geben, und der noch so junge, vielfach übermüdete Serkin setzte sich in den Ruinen in ein sonniges Eckchen und tat einen kurzen Schlaf, während Tania die Fresken oder die Gebrauchsgegenstände der altrömischen Villen erklärte. In späteren Jahren, nachdem die Casa zerstört war, ist eine neue echt DOHRNSche Wohnung in einem alten Palazzo mit Dachgarten eingerichtet worden. WALTER RIEZLER, der Familie verbunden, seit er in Vor-Hitlerischen Zeiten Direktor von HEINRICH DOHRNS Museum in Stettin gewesen war, spielte nun auf einem neuen kleinen Bechstein-Flügel Bach, Mozart und Schubert, und R. D., der sich von nichts so ergreifen ließ wie von Musik, freute sich über das Aufleben eines eigenen neapolitanischen Musiklebens in der neu gegründeten Società Scarlatti.

Doch war es nicht eine Prozession von „Prominenten“, die in der Casa versammelt wurden. Ausschlaggebend bei der Wahl der Freunde war immer die Sympathie. Ebenso herzlich aufgenommen wie die Arrivierten wurden die halb oder ganz Gescheiterten, die in einer verwirrten Phase ihres Daseins Klärung und erhellende Einsicht fanden und daraus den Lebensmut für einen neuen An-

fang schöpften. Wer immer konnte, brachte etwas mit oder ließ etwas zurück, um einen Teil seiner Dankesgefühle auszudrücken, und so entstand der Eindruck, als sei hier ein Brennpunkt, in den durch seine eigene Anziehungskraft aus den verschiedensten Gegenden der Welt das Beste an Neuem und Altem einströmte.

So glücklich die Verhältnisse am Ende des Zweiten Weltkrieges sich psychologisch und politisch anließen, so unbefriedigend war der Zustand der Station in allen materiellen Dingen. Der Stationsbetrieb war auf ein Minimum reduziert. Das chemische Laboratorium im Gebäude der Physiologie war von einer britischen Militärabteilung besetzt. Im Westbau hatten die ausgebombte Familie DOHRN, einige Assistenten und die Sekretärin sich provisorische Behausungen eingerichtet. An den Gebäuden und Maschinen wurden große Reparaturen nötig. Die besten Schiffe der Station waren vom Militär beschlagnahmt worden. Seit dem Krieg — er nahm für Italien schon mit dem Abessinien-Krieg seinen Anfang — hatte die Station vom Lebendigen zehren müssen, das heißt auch von dem im Personal investierten Kapital an technischen Erfahrungen, die sich im Verkehr mit den Forschern aus verschiedenen Ländern angesammelt hatten, aber mit manchem, der inzwischen gestorben war, zu Grabe gingen.

Auch wenn es gelungen wäre, die Station genau wieder auf den Stand von 1939 zu bringen, wäre sie jedoch nicht mehr fähig gewesen, ihre Aufgaben zu erfüllen. Die Techniken der Naturforscher hatten sich rapid entwickelt, ganz neue Zweige zusammenwirkender Einzelwissenschaften hatten sich ausgebildet, von Jahr zu Jahr änderten sich die Methoden und damit die Erfordernisse. REINHARD DOHRN, der Bewahrende und Erhaltende, war Neuerungen von jeher mit starken Hemmungen gegenübergestanden. Schon in den dreißiger Jahren hatten manche jüngeren Forscher die Auffassung, die Station und ihre Hilfsmittel seien veraltet. In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre war der Mangel nicht mehr zu ignorieren. Das empfand am heftigsten R. D.s einziger Sohn Peter, der vor dem Krieg mit seiner Schwester Antonie in Deutschland, England und Italien Zoologie und Medizin studiert, den Krieg als Militärarzt bei der deutschen Wehrmacht mitgemacht hatte und seit der Rückkehr ebenso stark vom Drang zu eigenem Experimentieren getrieben war wie vom Wunsch, dem Vater zu assistieren. Beides gleichzeitig zu betreiben war unmöglich. Seit dem Jahr 1909 hatte sich der Verwaltungsapparat so vervielfältigt und kompliziert, daß niemand mehr auf den Gedanken gekommen wäre, die Leitung der Station ließe sich mit der Tätigkeit eines Forschers vereinen.

Wieder gab es nun wie 40 Jahre zuvor bei den älteren Jahrgängen der Stationsgäste die Frage, ob der nunmehrige „junge Dohrn“ der Aufgabe gewachsen sein werde, das Institut zu leiten. Nur daß diesmal der Vater als Garant für die fortgesetzte Stabilität lebte und wirkte, während der Sohn vom Großvater das voran-

stürmende Temperament, auch den Einfallsreichtum, von der Mutter die ständige dynamische Bereitschaft zu neuen Initiativen geerbt hatte und an den Fesseln zerrte, die die Bedenklichkeiten des Vaters ihm auferlegten.

Auch das schwierige Verhältnis zwischen Vätern und Söhnen gehört, angefangen mit dem oben erwähnten Karl August und seinem Vater, zur Familientradition im Hause DOHRN. Reinhard und sein Sohn Peter haben es miteinander nicht leicht gehabt. Um so bemerkenswerter, was sie gemeinsam geschaffen haben, in den ersten Jahren noch unter Führung des Vaters, aber bei ständigem Vorandrängen des Sohnes. 1954 war dann PETER DOHRN zum Direktor ernannt worden, während der Vater als „Direktor ehrenhalber“ sich vor allem um die auswärtigen Angelegenheiten der Station kümmerte. In wiederholten Reisen in fast alle Länder Westeuropas und durch eine umfangreiche Korrespondenz gelang es R. D., die alten Beziehungen wieder aufleben zu lassen oder in neuer Weise fruchtbar zu machen, z. B. indem der alte Zoologenfreund JULIAN HUXLEY sich als erster Präsident der UNESCO für die Interessen der Station einsetzte. Dagegen hat PETER DOHRN ganz neue Fäden geknüpft, vor allem mit der amerikanischen Marine, die ihn verschiedentlich einlud, an ihren Forschungsunternehmungen teilzuhaben. Er hat auch nach amerikanischem Muster als Neuerung die Veranstaltung von Symposien über bestimmte Themen durch seine Mitarbeiter eingeführt, hat also für die Station den Übergang von der ausschließlich dienenden Funktion zu eigenen wissenschaftlichen Initiativen vollzogen. Bis dahin hatte sie wohl in ihren *Publicazioni* öfter Arbeiten, die in Neapel entstanden waren, veröffentlicht und einzelne Forscher für die Bearbeitung ihrer großen Monographienreihe *Fauna und Flora des Golfs von Neapel* angestellt, jedoch sonst keinen Einfluß auf die wissenschaftlichen Arbeiten unter ihrem Dach genommen.

Nach 1954 ist dann auf Peters Drängen die größte Bauaufgabe seit dem Tode ANTON DOHRNS in Angriff genommen worden, der Bibliotheksbau im Lichthof zwischen den ersten beiden Stationsgebäuden aus den Jahren 1874 und 1886. Die umfangreiche Bücherei und einzigartige Zeitschriftensammlung, die schon bei der Verlagerung nach dem Dorfe Ponte Landolfo über 40 000 Bände umfaßte und während der Kämpfe südlich Monte Cassino höchst gefährdet war, gehört zu den wertvollsten Bestandteilen der Station. Sie ist von einem solchen Reichtum, daß manch ein Gelehrter nicht der lebenden Tiere, sondern der Bücher wegen zur Arbeit nach Neapel kommt. Sie war so angewachsen, daß sie nicht nur den Freskensaal und einen früheren großen Laboratoriumsraum mit Bücherregalen gefüllt hatte, sondern allmählich durch übermäßige Belastung auch den bisherigen Unterbau gefährdete. Durch den neuen Zweckbau aus Stahl und Beton konnten verschiedene Ziele gleichzeitig erreicht werden: die Erweiterung der unterirdischen Räume machte es möglich, die ganze Pumpenanlage zu

erneuern; der bisherige dreistöckige Zeitschriftensaal konnte in neuzeitlich ausgestattete Laboratorien mit Gas, Wasser, Druckluft, Licht, Kraft, Gleichstrom und Seewasserleitung verwandelt werden; die beiden ältesten Bauten, die nur in wenigen Zimmern eiserne Öfen besaßen, wurden mit Zentralheizungen ausgestattet und für die gestiegenen Ansprüche des Betriebes ein Personen- und ein Lastenaufzug eingerichtet.

Die Ausführung des Plans erforderte 150 Millionen Lire, das waren 1956 etwa 1 Million DM. Es war typisch für die Wesensart von Vater und Sohn, daß der Sohn mit der Fundamentierung des Baus anfang, wie einst sein Großvater mit dem Aquariumsbau, bevor er sicher sein konnte, daß es gelingen werde, die notwendigen Gelder aufzubringen, und daß der Vater dann mit immer neuen Reisen, Verhandlungen, Exposés die Finanzierung schließlich in ähnlicher Weise durch multi-nationale Beträge sichern konnte, wie sie bei der Gründung der Station geglückt war: die Rockefeller Foundation hatte sich bereit erklärt, ein Drittel zu zahlen, wenn die restlichen zwei Drittel anderweitig beschafft würden. Das zweite Drittel kam vom italienischen Staat. Am dritten Drittel waren die Bundesrepublik, verschiedene englische Universitäten, das Schweizerische Eidgenössische Departement und einige schweizerische Großindustrien beteiligt. So kann wohl behauptet werden, daß der Bibliotheksbau und andere wichtige Neuerungen, die hier nicht aufgeführt werden können, weder entstanden wären, wenn der Vater allein, noch wenn der Sohn allein die Führung der Verwaltung gehabt hätte.

Je stärker die abnehmenden körperlichen Kräfte REINHARD DOHRNS Mitarbeit an der Station begrenzten, je öfter rasche Entscheidungen getroffen werden mußten — eine Sache, für die er nie gut zu haben war, woraus sich in Personalfragen von jeher Schwierigkeiten ergeben hatten — desto intensiver wurde seine lebenslange Sorge um das künftige Wohlergehen der Station. In seiner hochgelegenen Wohnung, von deren Fenstern er über die Bäume der Villa Reale hinweg auf die Dächer der Station blicken konnte, wirkte er noch wie ein langsam entschwindender Schutzengel, besänftigte aufgeregte Gemüter, empfing alle Freunde, schrieb Briefe und erteilte in auftauchenden Krisen nochmals seinen Rat. Professor MONTALENTI hat in seiner bewegenden Grabrede berichtet, daß R. D. ihn noch wenige Tage vor seinem Tode im Krankenhaus in Rom mit den Worten begrüßte: „Nachher müssen wir über die Station reden — über das, was zu tun ist.“ Nun, da seine Gegenwart der Station verlorengegangen ist, wird PETER DOHRN ein Doppeltes zu leisten haben. Er wird zur eigenen draufgängerischen Art und der vom Vater einmal gekennzeichneten „schöpferischen Phantasie und unbegrenzten Selbstlosigkeit“ die Behutsamkeit im Behandeln der Stationsfreunde und Mitarbeiter und das reifliche Überlegen vor jedem Entschluß in sich ausbilden müssen. Daß ihm das möglich ist, zeigt ein Brief aus einer guten Periode der Zusam-

menarbeit, in dem R. D. über den Sohn schrieb: „In unserem Verhältnis ist ein großer Wandel eingetreten, die Spannung hat sich gelöst, ich fühle es, wie er sich auf mein Tempo einstellt, meine Bedenklichkeiten und meine Bemühungen, Widersprüche zu lösen und Ausgleich zu finden, zu verstehen sucht und sich darauf einstellt, womit er mich natürlich heranholt, seinen Initiativen zu folgen.“

Im letzten Brief, der von REINHARD DOHRN aus der Klinik in Rom eintraf, stehen die Sätze: „Seit ich in Winterthur, noch bei Frau Sulzer, nach dem letzten autonomen Tag meines Lebens in der St. Galler Stiftsbibliothek zu Bett gelegt wurde, um ‚auszu-ruhen‘, ruhe ich aus! Wovon? Von 82 Jahren Leben . . .“ Der letzte „autonome“ Tag ist wohl auch der letzte vollkommen beglückte dieses langen Lebens gewesen. Wie immer in den späten Jahren, wenn ein Erlebnis Erinnerungen an die Jugend wachrief, so die Fidelio-Aufführung unter Jochum in Neapels „San Carlo“, die den stark Angerührten an die erste Fidelio-Aufführung während der Münchener Schulzeit erinnerte, war R. D. zugleich tief ergriffen und selig begeistert. Denn in der herrlichen barocken Stiftsbibliothek hatte er in seinem letzten Gymnasialjahr als Famulus von TRAUBE für dessen Arbeit über die *Regula Sancti Benedicti* aus den alten Codices die Initialen kopiert. Nun konnte er dieselben alten Pergamentbände, dieselben handgemalten Initialen seiner langjährigen Schweizer Freundin und seiner Tochter zeigen, von TRAUBE erzählen und erfahren, daß in der Bibliothek nach so vielen Jahrzehnten der Name des alten jüdischen Gelehrten immer noch mit Achtung genannt wurde. Es war noch einmal ein Tag in gehobener Stimmung, ein „Auf-den-Höhen-der-Menschheit-Wandeln“ — ein Ausdruck, den R. D. selten in den Mund nahm, der aber dann viel zu bedeuten hatte. An solchen Tagen waren alle Bedenklichkeiten, alle Vorsicht, auch die Rücksicht auf die eigene Gesundheit weggefegt, die Hingabe an den seelischen Aufschwung regierte allein, und dieser Kräfteaufwand hat dann wohl auch das „Ausruhen“ bis in den Tod ausgelöst.

Über das bevorstehende Ende sprach er im Spital mit den Freunden ohne Scheu, darin wieder ganz der objektiv beobachtende Naturforscher. Als solcher hat er in seinem Leben über religiöse Fragen nicht gegrübelt, hatte aber zu den Konfessionen wie in so vielem anderen ein grenzenüberwindendes Verhältnis. Die Eltern waren in Warschau doppelt, einmal lutherisch, einmal orthodox-katholisch getraut worden, in ihrem Haus herrschten die freien Anschauungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Zu den verschiedenen Ämtern, die DOHRN als Deutscher ehrenamtlich versah, gehörte das des Schriftführers der protestantischen Gemeinde in Neapel. Durch Tanias Mutter, eine tiefreligiöse Frau, die nach der russischen Revolution in der Casa DOHRN lebte, war er in nahe Berührung mit den Glaubensformen der russisch-orthodoxen Kirche gekommen. Er hatte die Ausstrahlung ihres Geistes auf den ganzen

Hausstand immer dankbar empfunden. Mit allen Hausbewohnern, den abreisenden wie den zurückbleibenden, pflegte er an der kleinen Zeremonie teilzunehmen, zu der die Großmutter Giwago vor einer größeren Reise die Familie in der Bibliothek versammelte, die Läden schloß, im verdunkelten Zimmer drei Kerzen anzündete und ein russisches Gebet sprach — dann war die ganze Hast und Nervosität der Reisevorbereitungen verflogen und die innere Ruhe, die ihm so wichtig war, vor dem Verlassen des Hauses hergestellt. In den letzten Lebensjahren ergab sich noch eine Freundschaft mit Monsignore Kunstmann, dem Rektor der deutschen römisch-katholischen Kirche in Neapel, der dann auch als Freund am Grab gesprochen hat. Wenn R. D. sich in Rom aufhielt, besuchte er fast immer die dortige kleine russisch-orthodoxe Kirche. Der Gesang der russischen Gottesdienste tat ihm in der Seele wohl. Durch alle Zeiten hindurch war Musik seine größte Trösterin.

In einer organisch sich fortentwickelnden Institution, in der auch die Giovanni, Luigi, Antonio und Giuseppe häufig Söhne und Enkel von Männern sind, die schon vor Jahrzehnten als Fischer oder Schreiner, als Aquariumswärter, bei den Konservierungsarbeiten oder in der chemischen Abteilung der Station gedient haben, gibt es Überlieferungen, die wie Mythen in vorhistorischen Zeiten von Generation zu Generation mündlich weitergegeben werden. So wissen heute auch die jungen Angestellten etwas von der Legende des Gründers ANTON DOHRN und von den Anfangsschwierigkeiten, die er unter anderem hatte, weil verständnislose Neapolitaner fürchteten, er werde in ihrem schönsten Park ein Bordell errichten. Und auch diejenigen, die REINHARD DOHRN nur noch als alten Mann erlebten, der mit einiger Mühsal den Weg in sein Zimmer zurücklegte, um von dort aus mit Behutsamkeit den Zwist des Tages beizulegen und mit vorausschauendem Blick etwaige Gefahren für die Freiheit der Forschung abzuwehren, wissen aus den Erzählungen und Anekdoten über die alten Zeiten, daß auch er einmal jugendlich draufgängerisch den Kurs des Stationsschiffes durch plötzlich auftretende Gefahren steuerte.

Wie stark das Bewußtsein sowohl der Kontinuität wie der Erneuerung bei manch einem Angestellten ist, war 1960 zu erfahren, als Angelo Sessa, der einst als schmalbrüstiges, quecksilbrig bewegliches Bürschchen aus ärmlichsten Verhältnissen zum Saubermachen eingestellt worden war, nun als wohlbeleibter selbstsicherer Familienvater in gehobener Stellung, die Besucherin im jüngst gegründeten kleinen Schaumuseum herumführend, mit Stolz feststellte: „Questo, l'ha fatto il Signor Pietro“; und, gleichsam zur Erläuterung des Geschichtsablaufs hinzufügte: „Antonio Dohrn — il fondatore; Rinaldo Dohrn — il conservatore; Pietro Dohrn — l'innovatore.“ Der breiteren Öffentlichkeit, die von der Zoologischen Station meist nur das Aquarium und die Marésschen Fresken kennt, ist ein präzise gezeichnetes Bild ANTON DOHRNS und seines Werkes aus der Feder von THEODOR HEUSS überliefert. Es besteht die Aussicht, daß das Bild REINHARD DOHRNS uns in der ganzen Unmittelbarkeit seines

Wesens aus den gesammelten Briefen entstehen wird, deren Herausgabe von den Erben geplant ist — das Bild nämlich einer selten repräsentativen Gestalt, in der noch das ganze Europa — Westen, Mitte und Osten — in seiner Unversehrtheit physisch und psychisch anwesend war.

*

Nachwort

von

W U L F E M M O A N K E L

Der Tod löscht in den Listen unserer Ehrendoktoren und Ehrensenatoren immer wieder Namen aus — REINHARD DOHRN und THEODOR HEUSS sind dort seit 1962 und 1963 verschwunden. Einer Universität, die mit den Ehrungen, die sie vergibt, sich selbst kennzeichnet, bleibt dann die Pflicht, von denen, die sie aus ihrem Kreise verloren hat, mehr zu überliefern, als im Gedächtnis miterlebender Zeugen vergänglich ist. Nur dann bleibt sie der Spiegel ihrer Zeit, der sie sein sollte.

Uns und den Nachkommenden in solchem Sinne das Gedächtnis REINHARD DOHRNS zu bewahren, der aus Anlaß seines 75. Geburtstages am 13. März 1955 Ehrendoktor der Naturwissenschaftlichen Fakultät der damaligen Justus Liebig-Hochschule wurde, bot sich eine gute Möglichkeit. MARGRET BOVERI, als Deuterin unserer Zeit profiliert (z. B.: „Der Verrat im 20. Jahrhundert“, *Rowohlts Deutsche Encyclopädie*), hat uns das gültigste Bild dieses großen Europäers geschenkt. Ihr Nachruf *Reinhard Dohrn, ein Leben für die Zoologische Station Neapel*, erschien zuerst in Fortsetzungen in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 6. bis 12. 2. 1963. In einem feinen Erinnerungsband hat der Springer-Verlag dieses geschriebene Porträt vor dem Zerfall auf Zeitungspapier gerettet (*Dem Andenken an Reinhard Dohrn*, herausgegeben von Dr. HEINZ GÖTZE, Springer-Verlag, Heidelberg 1965). Auf meine Bitte hin hat Frau BOVERI in dankenswerter Weise auch uns die Erlaubnis zum Nachdruck in den *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft* erteilt. Die beiden letzten Absätze des Nachdruckes, die in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ fehlen, sind der Springer-Veröffentlichung entnommen. Auch der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und dem Springer-Verlag haben wir für ihr Einverständnis zu danken.

Als REINHARD DOHRN zur Jahresfeier der Universität am 1. 7. 1955 bei uns war, um aus der Hand des damaligen Dekans, Prof. Dr. D. VON DENFFER, das Diplom zu empfangen, plauderten wir am Abend über die alten Beziehungen der Gießener Hohen Schule zur Neapeler Station und zum Hause DOHRN. Sie reichen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zurück. Die früheste Anregung für die Gründung von Zoologischen Meeresstationen geht auf CARL VOGT zurück, den ersten in der Reihe der Gießener Zoologen (1848—1849). CARL VOGT gehörte zum Freundeskreis von ANTON DOHRN ebenso wie

RUDOLF LEUCKART, der den zoologischen Lehrstuhl in Gießen von 1850—1869 innehatte. J. W. SPENGLER, Gießener Ordinarius von 1887—1921, war 1877—1878 Bibliothekar an der Zoologischen Station Neapel und kehrte oft dorthin zurück. W. J. SCHMIDT, Ordinarius von 1926—1952, und W. E. ANKEL, Ordinarius von 1952—1965, haben immer wieder erfolgreich in Neapel gearbeitet, wie aus der Liste ihrer Publikationen zu entnehmen ist. Der Botaniker GEORG FUNK, seit 1912 der Neapeler Station und dem Hause DOHRN bald als Freund verbunden, hat den entscheidenden Teil seiner Lebensarbeit in einer Monographie über die Algenvegetation des Golfes von Neapel niedergelegt und ist, mitten in hingebender Arbeit an Ergänzungen zu diesem Standardwerk, 1958 in Neapel gestorben.

GEORG FUNK verdanken wir eine ungewöhnlich lebendige Amateuraufnahme von REINHARD DOHRN aus dem Jahre 1938, die wir hier zu unserer Freude reproduzieren können. Da haben wir ihn vor uns in der gelockerten, fast burschikosen Haltung, in der er mit uns sprach, wenn wir ihm irgendwo in der Station begegneten. In den Zügen steht kritisches Wohlwollen; aber auch die Sorgen sind ablesbar, die er trägt.

Es bleibt noch etwas zu tun für REINHARD DOHRN, von uns und von den Nachfolgenden, von allen, die verstanden haben, was diese „Zoologische Station“ zu seinen Lebzeiten war und bis zur Stunde unter der Leitung seines Sohnes auch geblieben ist. Es bleibt die Aufgabe, diese „Cella des Geistes und der Musen, in der echte Humanitas und damit echte Forschung lebendig und schöpferisch gedeihen“ (Laudatio der Deutschen Zoologischen Gesellschaft anlässlich der Ernennung von REINHARD DOHRN zum Ehrenmitglied im August 1951), zu beschützen vor dem Verlust ihrer Einmaligkeit, vor ihrer Abwertung zu einer der Tausenden von Stätten in der Welt, an denen eine zunehmend perfektionierte Analyse die Ziele aus den Augen zu verlieren droht, die einer Wissenschaft vom Lebendigen gesetzt sind.